



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kaiser Karl V.

Werden und Schicksal einer Persönlichkeit und eines Weltreiches

Brandi, Karl

München, 1942

2. König von Castilien und Aragon

[urn:nbn:de:hbz:466:1-71753](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-71753)

2. König von Castilien und Aragon

Die mannigfachen Rückwirkungen der spanischen Politik auf die Niederlande vermochten bisher der burgundischen Regierung das Geseß des Handels nicht zu entwinden. Vielmehr hatte sie sich klug behauptet und sogar allen Wünschen Ferdinands von Aragon in bezug auf die Erziehung seines Enkels in Spanien kühl widerstanden. Damit war natürlich die schon angedeutete Gefahr verbunden gewesen, daß man in Spanien, sei es in Aragon am Hofe König Ferdinands, sei es in Castilien in der Umgebung des Infanten Ferdinand versuchte, diesen gegen seinen älteren Bruder auszuspielen. Ganz hat es daran nicht gefehlt, und die Erzieher des Infanten, Pedro Nuñez de Guzman und Alvaro Osorio Bischof von Astorga, durften auf die Königin-Witwe von Aragon rechnen. Ernsten Charakter hat diese Gefahr nicht angenommen.

Wenn man aber bedenkt, welche erschütternden Spannungen die spanischen Reiche vom Tode der Königin Isabella (1504) bis zum Tode Ferdinands von Aragon (1516) bereits ausgehalten hatten — den Streit um die Regentschaft Philipps als Gemahl der Juana, was altcastilischem Recht entsprach, oder Ferdinands, wie es das Testament der Isabella wollte; dann das Hineinzerrren der Regierungsunfähigkeit oder Geisteskrankheit der Juana in diese Frage; weiter die Aufspaltung des castilischen Adels, der schließlich aus ererbtem Eigenswillen gegen Aragon fast ausnahmslos zu Philipp übergegangen war; endlich den frühen Tod Philipps und die nun unbestreitbare Regentschaft Ferdinands für seine Tochter mit ihrer Rückwirkung auf das Verhalten der alten Gegner und deren Hinüberströmen nach den Niederlanden —, so muß man sich wundern, daß nach dem Tode Ferdinands das Gefüge der vereinigten Reiche nicht noch stärker gelockert erschien, als es ohnehin der Fall war.

Der Grund für den Bestand der Herrschaft lag ganz wesentlich in der Haltung des Regenten von Castilien, Ximenes de Cisneros, Erzbischofs von Toledo. Jede neue Beschäftigung mit der spanischen Geschichte dieser Zeit läßt die scharf umrissene hohe Gestalt dieses einzigartigen Mannes nur noch mächtiger hervortreten. Wir dürfen sein Wesen als Inbegriff der Kräfte betrachten, aus denen während seiner Generation ein neues Spanien geboren wurde. Gerade er freilich sollte zeitlebens an der Sorge um dieses Spanien schwer tragen.

Die spanischen Königreiche

Das alte Spanien war nie eine Einheit gewesen. So geschlossen die geographische Figur der Halbinsel ist, so zerrissen und spannungsreich war seit Jahrhunderten ihr politisches Gefüge. Weit entfernt, sich selbst zu genügen, sprengten die Reiche ihre natürlichen Grenzen und drängten auseinander in entgegengesetzte Richtungen der Welt. Portugal hatte sein Antlitz ganz dem Meere zugekehrt und träumte nur von afrikanischen Küsten, von der Umfassung des ungeheuren südlichen Kontinents und von der Erschließung des Weges nach Indien. Der Erfolg kam riesengroß, zog aber das Land nun erst recht von der übrigen Halbinsel und von Europa ab. Die Könige von Castilien hatten von den Bergländern Asturiens hinab bis zu den Säulen des Herkules hin die Reconquista, die Rückgewinnung des Landes aus den Händen der Mauren durchgeführt. Von den alten Heiligthümern und Kathedralen von Santiago, Leon und Burgos über Extremadura und Neucastilien mit Toledo am Tajo, Badajoz am Guadiana waren sie vorgestoßen bis Sevilla, Cordoba und Jaën im Abschnitt des Guadalquivir. Schließlich erreichten sie nach der Eroberung von Granada 1492 auch die Küsten des südlichen Meeres und ließen sich nun gleichfalls in die unbekanntern Fernen der Indienfahrt verlocken; von Palos, dem Hafen des Rio Tinto aus, segelten Anfang August 1492 die drei Fahrzeuge des Columbus nach Westen. Dringender empfand man freilich noch die Befriedung der Gewässer an den Malaga und Cartagena gegenüberliegenden afrikanischen Küsten. Auf das Mittelmeer aber waren lange vorher schon die Aragonesen hinausgezogen, selbst wieder Könige einer Gruppe von Reichen. Es war als hätten sie dem Gefälle des Ebro, der ihr Land durchströmt, folgen müssen, um sich dann ganz durch die Küstenlandschaften von Cataluña und Valencia bestimmen zu lassen. Sie erwarben schon im 13. Jahrhundert Sizilien, im 15. Jahrhundert Neapel und standen eben wieder im Kampf darum; der große Alfonso hatte an der Seite Calixts III die Abwehr der Türken im Übergreifen nach Albanien betrieben und zur See bis tief in die Levante. In Italien aber spürten die Aragonesen erregend und ablenkend auch sonst den Pulsschlag der großen abendländischen Welt.

In den langen Kämpfen aller dieser Reiche, besonders gegen die Mauren, war wie meistens in Eroberungskriegen ein waffen- und besitzfroher Herrenstand groß geworden, der ähnlich dem burgundischen in den heranwachsenden Reichen durch mannigfache freundliche und feindselige Beziehungen seiner Einheit bewußt wurde, ohne doch aufzuhören, sich in landschaftlichen Fehden zu bekriegen und

der Unterordnung unter eine feste Staatsgewalt zu widerstreben. Wir müssen auch hier einige der großen Geschlechter, deren Namen uns fortan immer wieder begegnen werden, in ihren Landschaften aufsuchen.

Da saßen in Altcastilien, dem Königsgeschlecht selbst verwandt, die uns schon bekannten Manuel und wir finden ganz entsprechend Angehörige des Hauses auf den Bischofssitzen von Santiago, Leon und Zamora. In derselben Landschaft die Enriquez, nördlich vom Duero, westlich Valladolid; sie besaßen den Ehrentitel eines Admirals von Castilien; eine Tochter des älteren Fadrique Enriquez († 1473) war die Mutter Ferdinands von Aragon gewesen; das Heimatbistum der Familie war Osma. Mehr im Osten von Altcastilien um den oberen Ebro herum lagen die Güter der Velasco, Grafen von Haro und Herzöge von Grias — denn alle diese Geschlechter hatten, wie in Burgund, für ihre Linien vielerlei Besitztitel, nur im Range noch prunkender als die Niederländer. Die Velasco führten das Amt des Connétable, und Bernardino war obendrein mit einer natürlichen Tochter Ferdinands von Aragon vermählt. Längs der aragonischen Grenze saßen auch die Hurtado de Mendoza, Herzöge von Infantado und Markgrafen von Mondejar, Grafen von Tendilla in Guadalajara; finden wir auch sie als Bischöfe von Oviedo, Burgos, Zamora und Palencia, so sind sie als typischer Reichsadel doch bald auch auf die Bischofssitze von Toledo und Jaën gekommen. Ähnliches gilt von dem altcastilischen Hause der Manrique de Lara, die man nach dem Herzogstitel von Najera zunächst nahe Burgos suchen muß; schon 1499 war Alonso Manrique Bischof von Badajoz; wir fanden ihn bereits am Hofe des jungen Herrschers; er sollte auch Cordoba und Sevilla erhalten. Die Astorga, Herren von Osorio und Grafen von Lemos, finden sich natürlich auch im Bistum ihrer Heimat. Die Benavente stammen aus der Gegend von Zamora; die de la Cueva, Herzöge von Albuquerque, schon vor der portugiesischen Grenze nördlich Badajoz.

In den Tajo-Abschnitt führen die Silva, Grafen von Cisuentes, und die Alvarez von Toledo, Herzöge von Alba, die auf Bischofssitzen von Burgos bis Granada begegnen. Mit ihnen maßen sich gelegentlich die aus dem Norden zugezogenen Zuñiga, in einer Linie Herzöge von Bejar. Weiter östlich saßen die Pacheco, Markgrafen von Villena, Herzöge von Escalona, verschwägert mit den Acuña und Puertocarrero. In den reichen andalusischen Süden gelangen wir mit der bedeutenden Familie der Cordoba, aus der Gonzalo Hernandez stammte, der Gran Capitan, erster Feldherr und Organisator der Heere Ferdinands von Aragon, verschwägert den Puertocarrero; auch Alfonso Aguilar, der Vater des Markgrafen von Priego, gehörte zur Sippe. Der Titel des Herzogs von Cessa

ging von dem Gran Capitan auf den Gemahl seiner Erbtöchter Don Luis de Cordoba über. Im Süden weiter die Figueroa, Grafen von Feria, und die Guzmán, Herzöge von Medina Sidonia, östlich Cadix, Grafen von Niebla, im Gebiet von Sevilla — im Besitz des Herzogstitels von Medina Sidonia durch Pedro Giron aus dem Hause Acuña angegriffen.

Es war nötig, diese Familien als Stücke des Landes zu erkennen und doch nicht zu vergessen, daß sie im Kirchen- und Kriegsdienst eben auch ein Reichsadel geworden sind und in ihren vornehmsten Vertretern später zum Goldenen Vlies gelangten. Sie blieben noch lange unbändig und ließen sich ähnlich den deutschen Fürsten und Herren von den neuen Verichten nichts sagen. So mußten die Könige, wenn sie einen Staat schaffen wollten, ihnen auch mit Machtmitteln begegnen und diese hatten sie, wie überall in Europa, zuerst bei den Städten gefunden. Die Städte boten als Burgen gewaltige Stützpunkte mit Menschen und Reichtum. Wenn stellenweise der Hochadel seinen Einfluß auf die Städte behauptete, mehr noch der Kleinadel der Hidalgos, so war ihr allgemein beherrschendes Element doch die gewerbliche und handeltreibende Bevölkerung, von deren wirtschaftlichen Stimmungen wir noch hören werden. Diese Städte übten ihre politische Macht in den Cortes, ihre militärische gelegentlich in einer Hermandad, einer Landfriedenseinung ähnlich den deutschen Städtebünden.

Betont man, daß die Krone sich auch auf die Kirche stützte, so ist das in erster Linie im Sinne einer unmittelbaren Ausbeutung der wirtschaftlichen Mittel der Kirche zu verstehen. Natürlich lockte die Aussicht auf hohe Pfründen, über die der König verfügte, in seinen Dienst. Wichtiger wurde allgemein die Besteuerung der toten Hand unter Mitwirkung des Papstes und die Verfügung der Krone über die sehr erheblichen Reichtümer der drei Ritterorden von Santiago, Alcantara und Calatrava.

Das wichtigste halbkirchliche Machtmittel aber wurde die Inquisition. Das Wort bedarf der Erläuterung, denn Inquisition als Untersuchungsverfahren kennt schon das altfränkische Recht. Eine besondere Inquisition gegen Ketzer legten die Päpste des 13. Jahrhunderts in die Hände der Dominikaner. Das Inquisitionsprivileg der spanischen Könige vom 1. November 1478 steht dagegen in unmittelbarer Beziehung zu dem Glaubens- und Rassenkampf, der sich damals in Spanien aufs äußerste zugespitzt hatte. Der volkstümliche Judenhaß des hohen Mittelalters war eine Begleiterscheinung der Kreuzzüge gewesen; er wandte sich gegen die Feinde des Glaubens, zunehmend freilich auch gegen den Reichtum und die wirtschaftliche Konkurrenz der Juden. Spanien war ja die einzige Stelle, an der sich das Abendland breit mit dem Orient

berührte. Die überaus zahlreichen Juden wichen aus oder bekehrten sich, doch glaubte man zu wissen, daß sie vielfach nur zum Schein getauft seien und nun um so verderblicher in die christlichen Familien einheirateten. Gegen das Scheinchristentum sollte die neue Inquisition eine staatliche Gerichtsorganisation sein. Blut- und Glaubensreinheit, *limpieza*, verwachsen zu einer eigentümlichen Grundforderung des Spaniers, und jede Verdächtigung des einen oder des anderen gaben der in Anklage und Verfahren undurchsichtigen Inquisition ihre eigentümliche Furchtbarkeit. Dabei lieferte die Strafe der Vermögenskonfiskation dem Staate auch noch eine materiell überaus gefährliche Waffe in die Hand.

Der Staat war aber in zunehmendem Maße die königliche Regierung, und so wurde das letzte und entscheidende Instrument der Krone das gelehrte Beamtentum. Diese *Letrados* waren trotz vielfacher Beziehungen zu kirchlichen Pfründen von der Kirche so unabhängig wie von den Städten und vom Adel. Man spricht gern von allgemeinen Tendenzen der Entwicklung, etwa dem Übergang der Rechtspflege, der Staatsverwaltung, ja der Staatsleitung in die Hände gebildeter Juristen und Humanisten. Ein Staatsgefüge, das auf einem sich selbst ergänzenden Berufsbeamtentum aufgebaut ist, besitzt gewiß, so lange seine Grundlagen nicht angetastet werden, eine ungeheure Widerstandskraft, weil es seine eigene Idee, sein eigenes Ethos hervorbringt und aus dieser inneren Kraft die Wechselfälle der klugen und unklugen Regenten überdauert. Allein weitverbreitete oder ähnliche Entwicklungen erhalten ihre besonderen Formen immer erst durch das, was die verantwortlichen Herrscher daraus machen, und einmal mußte auch in Spanien das alles doch erst begründet werden.

Vom Tode Isabellas (1504) bis zum Tode Ferdinands (1516) Kardinal Ximenez

Kein Zweifel, daß der neue Staat in Spanien innerlich und äußerlich in seiner Einheit und Geschlossenheit aufgebaut worden ist in den Tagen der Isabella von Castilien und unter ihrer ganz persönlichen Mitwirkung. Indem die zugleich von Portugal und von einer unechten Nichte, der Beltraneja, und deren Anhang bedrängte Thronerbin unter den schwierigsten Umständen dem jungen Ferdinand von Aragon die Hand reichte (1469) und in seinem Schutz nach dem Tode ihres verlotterten Bruders Heinrich (1474) das aus Rand und Band geratene Reich gestützt auf die Tradition der Dynastie und ihre eigene

mutige Haltung behauptete, strömten ihr auch die Helfer zu; und sie hatte die Größe, sich beraten zu lassen. Die Klugheit und die tiefere Gebundenheit der Frau wurden ergänzt von der Tatkraft des Mannes; die spätere Vereinigung der beiden Reiche Castilien und Aragon zu der Krone Spaniens zeichnete sich in ihrer gemeinsamen Regierung und in ihren Unternehmungen schon ab.

Ferdinand von Aragon hat das Unglück gehabt, von Machiavelli bewundert zu werden, und deshalb ist er allzusehr in den Geruch des Bösewichts geraten. Man tut ihm wie dem großen Florentiner damit Unrecht. Allerdings sagt Machiavelli von ihm im 21. Kapitel des Principe: „Man muß König Ferdinand wohl zu den Emporkömmlingen rechnen, weil er aus einem machtlosen Herrscher zum ersten Könige der Christenheit aufgestiegen ist. Wenn Ihr seine Taten betrachtet, werdet Ihr sie alle sehr groß und einige außerordentlich finden. Zu Beginn seiner Regierung griff er Granada an und diese Unternehmung wurde der Grund seiner Staatsmacht. Er hielt den Sinn der Barone von Castilien beschäftigt, die durch die Art seiner Unternehmungen ihre Ansprüche im Innern vergaßen. Er konnte seine Heere ernähren mit den Geldern der Kirche und des Volkes und im Laufe dieses langen Krieges den Grund zu einem Heere legen, das ihn später so berühmt gemacht hat. Überdies, um noch größere Dinge — immer im Dienste der Religion — durchzuführen, wandte er sich einer frommen Grausamkeit zu, indem er die Marranen (wie man die Orientalen benannte) aus seinem Reich vertrieb. Unter demselben Vorwand griff er Afrika an, machte die Unternehmungen in Italien und bekämpfte zuletzt Frankreich. So hat er immer große Dinge angepackt und seine Untertanen dauernd in Spannung und Bewunderung gehalten.“

Das alles zeigt den Eindruck Ferdinands in Italien, ist aber nur halb richtig. Das Verdienst eines kriegerischen und umsichtigen Fürsten wird man Ferdinand nicht bestreiten. Seiner Gemahlin war er ein Ehemann mit allen Schwächen seiner Zeit, und wie nur je in Burgund saßen auf dem Erzstuhl von Saragossa Generationen von Bastarden. Die militärischen Erfolge verdankte er seinen Generalen, dem großen Capitan und dem weniger sicheren Pedro Navarro. Die Durchführung der inneren Politik aber kommt ganz wesentlich auf Rechnung der Isabella und — des Kardinals Jimenez. Dieser nimmt Ferdinand auch einen Teil der Verantwortung ab für die Vertreibung und Unterdrückung der Marranen, die Machiavelli die bestreudendste und außerordentlichste unter den Handlungen Ferdinands genannt hat. Für Isabella gibt es keine höhere Ehre, als daß sie Jimenez als Beichtvater gewann und aus dem Beichtvater den Staatsmann großen Stils werden ließ.

Francisco Ximenez de Cisneros ist eine von den Persönlichkeiten der Weltgeschichte, die wider Willen aus einer ihnen genügenden geistigen Welt in das politische Leben fast mit Gewalt hineingezogen wurden und ihre Genialität deshalb in einer ungeheuren Weltüberlegenheit auswirken ließen. Wie sich der junge Gelehrte, der in Rom Priester geworden war, in dem Anspruch auf eine ihm hier bewilligte Pfründe daheim gegen seinen Bischof durchzusetzen wagte, freilich auch Jahre lang gefangen saß, dann, in seinen reichen Gaben erkannt, gesucht, geehrt, doch wieder das Leben floh, um in einem Franziskanerkloster die grenzenlose Befriedigung völliger Hingebung und Weltüberwindung zu empfinden, läßt schon eine starke und leidenschaftliche Seele vermuten. Kein Wunder, daß man erneut um ihn warb, daß sein Bischof Don Pedro Gonzalez de Mendoza ihn von Sigüenza nach Toledo nachzog und ihn hier der Königin empfahl. An ihrer Seite fand er seine eigentliche Berufung. Das Entschlossene und Unbekümmerte seiner Lebenshaltung begleitete ihn auch in die Politik. Nirgends wollte oder tat er etwas Halbes. Als er 1495, vom Papst gezwungen, das Erzbistum Toledo angenommen hatte, begann er die umfassendste Reform der spanischen Kirche. Schon berührt von der Philologie des Humanismus, sorgte er für die Drucklegung der Heiligen Schrift in den drei Sprachen und für Predigt oder Erklärung des Evangeliums in jeder Messe. Er verlangte durchgreifende Reformen des Pfarrhauses, Führung von Tauf- und Beichtregistern, Residenz der Bischöfe an ihren Kathedralen — lauter Maßregeln einer Gegenreformation lange vor der Reformation.

So entschied Ximenez auch in der Lebensfrage Spaniens, der Einheit des Glaubens in der Auseinandersetzung mit Juden und Mauren. Es kam sein, daß er das Steuer falsch gestellt hat, daß die moralischen und wirtschaftlichen Folgen Spanien später ruiniert haben, aber er handelte nicht nur als religiöser Eiferer, sondern zugleich als nationaler Staatsmann und im Sinne weiter Schichten der Bevölkerung. Der Kampf gegen das jüdische Element war durch das Dekret der katholischen Könige vom 30. März 1492 in furchtbarstem Ausmaß zum Abschluß gebracht, insofern auf einmal alle noch nicht bekehrten oder taufwilligen Juden des Landes verwiesen wurden. An die 36 000 Juden sollen ausgewandert sein.

Nun entstand die neue Frage, ob man die bei der Unterwerfung Granadas zunächst noch gewährte Toleranz gegenüber der maurisch-mohammedanischen Bevölkerung weiterbestehen lassen dürfe oder nicht. In dieser Beziehung neigte die alte Zeit zur Toleranz; der Adel lebte von dem Fleiß und der Anspruchslosigkeit der Mudejares, und noch nach dreißig Jahren sollte sich im Königreich

Valencia, dem südlichsten Teil von Aragon, das Problem erneut ergeben, ob diese maurische Bevölkerung, so wie sie war, nicht doch eine wirtschaftliche Lebensnotwendigkeit des Landes darstellte. Nur der Mittelstand der Städte, der unter der erfolgreichen Konkurrenz der nichtchristlichen Elemente litt, wünschte ein schärferes Vorgehen.

Ximenez zögerte nicht einen Augenblick, jene Frage nach der Toleranz zu verneinen. Aber er machte sich in seiner echten und positiven Leidenschaft alsbald daran, die Nichtchristen durch Predigt, Lehre und Disputation zu gewinnen. Wie früher der franziskanische Geist des 13. Jahrhunderts, so kam jetzt über ihn der dominikanische. Als sein stürmisches Vorgehen, insbesondere die Vernichtung der arabischen Literatur, gellende Klagen und Aufstände hervorrief, lautete sein Rat auf rücksichtsloses Niederschlagen, und er drang durch. War eine friedliche Einschmelzung der fremden Elemente nicht möglich, dann rechtfertigte in seinen Augen die Idee des Einheitsstaates auch die Gewalt.

Ximenez hatte von Jugend auf gezeigt, daß er keine Menschenfurcht kannte. So schroff er gegen die Mudjares und Marranen vorging, so energisch setzte er die Staatsgewalt auch gegen den Adel ein, gegen das Fehdewesen und die Unsicherheit der Straßen. Nicht, daß sich seine Regierung in Abhängigkeit befunden hätte von dem bürgerlichen Mittelstand; vielmehr handelte er auch hier aus der Idee des nur dem Weltenrichter verantwortlichen Christenstaates. Den Städten gab auch er königliche Stadtdirektoren, Corregidores.

Und doch hat dieser Staatsmann einen Augenblick (ebenso wie der König) das äußere Vermächtnis der Isabella, den spanischen Einheitsstaat, wieder aufs Spiel gesetzt.

Im Zorn über die gegen Isabellas Testament verstößenden Ansprüche Philipps des Schönen konnte sich Ferdinand genau so gut, wie die burgundische Regierung gegen ihn, auf Frankreich stützen. Im Vertrag von Blois, Oktober 1505, war er eine zweite Ehe eingegangen mit Germaine de Foix, der Nichte Ludwigs XII. Ja, er hatte ihr sogar Teile Neapels abgetreten zum Rückfall an Frankreich für den Fall ihrer Kinderlosigkeit. Wäre der von ihr geborene Sohn lebensfähig gewesen, war die Einheit des spanischen Staates selbst zerstört. Ximenez scheint in seiner innerpolitischen Einstellung gegen den widerstrebenden Adel auch jetzt noch Ferdinand zugestimmt zu haben. Vollends schwierig wurde die Lage für ihn nach dem Tode Philipps von Burgund.

Allerdings wählten die Granden von Castilien den Kardinal zum vorläufigen Regenten, weil auch die Radikalsten unter ihnen keinen anderen Ausweg wußten. Bezüglich aller weiteren Schritte gingen die Meinungen völlig

auseinander; die wenigsten wollten Ferdinand. Ximenez ergriff mit Energie die Zügel. Aus den hohen Einnahmen seines Erzstiftes stellte er selbst eine Truppe auf und hielt Ordnung. Wenn auch er die unglückliche Juana nicht zu klaren Entschliessungen bestimmen konnte, so bereitete er doch alles für seinen abwesenden König vor, dem er unter den schwierigsten Verhältnissen die Treue hielt, gleich den alten Anhängern Ferdinands, Alba und Cisuentes. Ferdinand kehrte 1507 aus Neapel zurück und brachte dem Erzbischof persönlich aus Rom den Kardinalshut mit. Beide stellten nun den alten Zustand des einigen Reiches her. Der katholische König regierte, an seiner Seite der Cardinal.

Es kamen die Zeiten der heiligen Liga von 1511, als sich Ferdinand, sein Schwiegersohn Heinrich VIII und später Maximilian mit dem Papste gegen Frankreich vereinigten; als die Spanier, „eben im Begriff ihren Krieg gegen die Ungläubigen fortzuführen“, wie sie sagten, durch den Papst zum Schutz Italiens und der Kirche gegen die französischen Eindringlinge und ihr schismatisches Konzil aufgerufen, das mit Frankreich verbündete Navarra besetzten (1512), unterstützt von England. Dabei handelte es sich nicht bloß um den kleinen nördlich der Pyrenäen gelegenen, also geographisch zu Frankreich gehörigen Teil, sondern um die Einfügung des ganzen stattlichen Reiches von Pamplona bis Tudela am Ebro, das die Verbindung von Altcastilien mit Aragon beherrschte, in den spanischen Gesamtstaat. In Spanien lebte die Vorstellung fort, daß man damals das Papsttum gerettet habe, während man in Wahrheit nicht nur das die Reiche verbindende Navarra erwarb, sondern zum ersten Male eine unbestrittene Vormachtstellung in Italien gewann. Die beiden Großväter blieben einander alliiert; Rückwirkungen ihres Bundes auf Burgund haben uns schon beschäftigt. Aber eben in diese habsburgische Stimmung war auch der Cardinal hineingewachsen.

Der Krieg gegen die Ungläubigen, auf den sich Ferdinand in seinem Manifest wegen Navarra vom 30. Juli 1512 bezog, spielte sich an der afrikanischen Küste ab. Er lag noch unmittelbarer in der Richtung des Ximenez. Sein persönliches Eingreifen brachte den Sturm auf Oran zum Gelingen. Er förderte den Pedro Navarro, der in Algier Raum gewann, freilich auch wieder Einbuße erlitt. Im ganzen aber konnte der inzwischen zum Greise gewordene Cardinal bei Ferdinands Tode (1516) unter aufsteigenden Zeichen der Zukunft Spaniens und dem jungen Erben seiner Kronen entgegensehen.

Ximenez war nun Regent von Castilien, der Erzbischof von Saragossa Regent von Aragon nach dem Testamente Ferdinands; Adrian von Utrecht Regent nach dem Willen Karls; er hatte den Takt, sich mit den spanischen Prälaten zu vertragen; mit Ximenez verband ihn die Gemeinsamkeit theologischer Interessen. Nachdem Karls Proklamation zum Könige am 13. März in Brüssel erfolgt war, verlangte seine Regierung sie am 21. März auch in Spanien. Man empfand das hier als unzulässig, da die Königin Juana, seine Mutter, durch keinerlei Erklärung ihre königlichen Rechte aufgegeben hatte, Karl zur Zeit auch nicht in der Lage war, den üblichen Regierungsantritt vor den Cortes zu vollziehen. Der Kardinal aber ließ durch Carvajal in einer Sitzung der geheimen Räte und Granden eine Begründung geben und kümmerte sich nicht um Einwände. Er hatte volles Verständnis dafür, daß man Zweifel an der Eindeutigkeit der Regierungsgewalt nicht aufkommen lassen dürfe. Still-schweigende Voraussetzung war freilich, daß der junge König sich bald in seinen Reichen zeigte und daß bis dahin die Regenten sein uneingeschränktes Vertrauen vor aller Augen genossen.

Dem Zündstoff gab es allenthalben. Als sich das Erscheinen des Königs immer mehr hinausshob, züngelten die beiden Feuer der Unruhe ineinander, das alte, das immer beim Regierungsantritt eines fremden Herrschers aufgeht; und das neue, das ihm erst recht den Luftstrom zuführen mußte, sobald Zweifel bestanden, von wem man regiert wurde, von dem einheimischen Regenten oder von Fremden im Ausland. Mißgriffe in der Verleihung von Stellen und Gnaden verstärkten die Unsicherheit. In der Korrespondenz des Ximenez mit seinem Vertreter in den Niederlanden, Diego Lopez de Ayala, tritt uns das alles lebhaft entgegen.

In Neapel behauptete Ramon de Cardona die Ruhe, aber aus Sizilien wurden Unruhen gemeldet; der Vizekönig Ugo de Moncada mußte aus Palermo fliehen. Ximenez sandte Schiffe und Truppen. Seine Sorge für die Flotte wurde erst recht angespornt dadurch, daß sich an der afrikanischen Küste neuerdings zwei Renegaten, Horudsch und Chair-ed-Din, genannt Barbarossa, eingenistet hatten, die im Schuß der großtürkischen Macht deren Ausbreitung nach dem Westen vorzubereiten drohten. In Algier konnte nicht einmal ein spanischer Entsatz gegen die Piraten helfen. Ximenez wandte ungeheure Mittel an den Aufbau der Flotte; es ist von 53 000 Dukaten monatlich die Rede. An seinen Vertreter in Brüssel schrieb er am 22. September 1516: „Niemand

kann auf dem Lande mächtig sein, wenn er es nicht auf dem Meere ist.“ Vom Papste erbat er die alte Kreuzzugssteuer vom Kirchengut, die Cruzada, die jetzt wirklich um so mehr gerechtfertigt war, als die Ungläubigen frech bis in die spanischen Häfen hinein vorstießen und die besonders für die Getreidezufuhr lebenswichtige Verbindung Spaniens mit Sizilien gefährdeten. Mittlerweile rückte Jean d'Albret in Navarra ein, kam freilich nicht über den Paß von Roncesval und wurde auch aus St. Jean Pied de Port nördlich der Pyrenäen wieder verdrängt. So energisch hatte der Kardinal das Land verteidigen lassen.

Der Regent erreichte seine Erfolge vielfach trotz der burgundischen Regierung. Er meinte es gut, als er am 6. Dezember 1516 die Cortes der 18 Städte von Castilien berief und auf einen Wink von Brüssel wieder absagte. Ein eigenmächtiges Zusammentreten der Cortes hinderte er im März 1517. Aber als eine Hermandad von Burgos, Leon, Valladolid und Zamora nun doch im Sommer 1517 vier Vertreter an Karl sandte mit den allgemeinen Forderungen, daß der junge König kommen möge, daß man keine Edelmetalle aus dem Reiche ausführe und keine Ämter an Nichtspanier vergäbe, da wurden diese Boten in den Niederlanden freundlich empfangen und getröstet, statt daß man ihnen ihr eigenmächtiges Auftreten verwies.

Bald fühlten sich alle Stände verlezt; die Granden, weil sie selten Grund hatten die Politik des Kardinals zu loben, wenn auch einige ihren Streit mit ihm beglichen; die Städte, weil sie zwar erregt, aber nicht befriedigt waren und von den Niederlanden anderes erwarteten; schließlich auch die Geistlichkeit wegen der Steuern. Um dieselbe Zeit vernahm man in Spanien ernsthafte Klagen über die Konquistadoren in den Neuen Indien. 1516 erhob Las Casas zuerst seine Stimme, und Palacios Rubios trat mit ihm ein für den Schutz der Indianer. Nur einer konnte helfen. Und der war fern.

Warum zögerten Karl und seine Regierung? Seit dem Tode Ferdinands von Aragon war nun schon mehr als ein Jahr vergangen.

Die Regierung Chievres' ließ sich offenbar weder von den guten noch von den schlechten spanischen Posten aus dem Gleichgewicht bringen. Sie hatte einstweilen genug zu tun mit der eigenen neuen Lage zwischen den Mächten. Die bequeme Neutralität von 1513, wo England, der Kaiser und Aragon sich gegen Frankreich verbunden hielten, kam nicht wieder. Frankreich selbst hatte durch den Sieg des jungen Königs bei Marignano am 13. und 14. September 1515 gewaltig an Ansehen gewonnen. Würde seine bedeutende Stellung in Italien nicht auch auf Neapel zurückwirken? Darin lag ebenso viel Mahnung

zur Rücksicht auf seine starke Macht, wie zur Vorsicht gegenüber seinem drohenden Übergewicht. England, der Papst und der Kaiser empfanden vorzüglich das letztere. Aber sich von Maximilian in die italienischen Wirren hineinziehen zu lassen, hatten die Niederlande gar keine Veranlassung. Natürlich kümmerte sich der Kaiser auch in den Niederlanden noch immer um alles. Sein undurchsichtiges Spiel mit Heinrich VIII von England, wobei er bald den Condottiere abgab, bald großartig mit der Kaiserkrone winkte, konnte die vorsichtigen Politiker des burgundischen Hofes nicht mehr verlocken. Dabei hatten die Reibereien in den Niederlanden selbst, die von den französischen Parteigängern Karl von Egmont in Geldern und Robert von der Mark an der Grenze von Lüttich ausgingen, seit dem Pariser Frieden von 1515 keineswegs aufgehört.

Von Geldern aus wurden Friesland und Utrecht fortgesetzt beunruhigt; außer Edzard von Ostfriesland griffen auch andere Nachbarn und Parteigänger ein. Der Herzog Georg von Sachsen hatte die von seinem Vater Albrecht ererbten Rechte auf Friesland am 19. Mai 1515 für 100 000 fl. an Karl abgetreten. Der Herr von Iffelsstein war Statthalter in Friesland geworden. Hier und im Bereich des Herrn von Sedan konnte man versuchen, den Unruhestiftern ihren Rückhalt an Frankreich zu nehmen und sie im übrigen militärisch möglichst lahmzulegen. Man blieb nicht ohne Erfolg. Nassau, Iffelsstein und Wassenauer gewannen die Oberhand, freilich ohne Geldern völlig unschädlich zu machen.

Chievres aber erstrebte mit der ihm eigenen Gradlinigkeit, nicht so sehr aus sentimentalen Neigungen zu Frankreich, als aus der Überzeugung, daß hier für ihn zunächst der Schlüssel zur Lage liege, die Sammlung aller an der burgundischen Politik beteiligten Mächte auf die Stärkung des guten Verhältnisses zu Frankreich. Er gewann in umsichtigem Vorgehen, wobei er auch Familienverbindungen mit ins Spiel brachte, nicht nur die alten englandfreundlichen Gegner seiner Politik, sondern nach und nach auch Margarete und den Kaiser. Es spricht für die Richtigkeit seiner Zielsetzung, daß er sie fast alle überzeugte und zu Mitarbeitern gewann. Es gab für ihn auch Entlastungen. Der Gegensatz der Castilianer und Aragonesen am Hof hatte seine Bedeutung verloren.

So war die Bahn frei für die überaus schwierigen, aber ebenso geschickt durchgeführten gleichzeitigen Verhandlungen mit England und mit Frankreich. In England knüpfte man an die Erneuerung des Handelsvertrages an, um nach den ersten Ergebnissen die Verhandlungen mit Frankreich in Noyon aufzunehmen. Auch diese mußten zwischendurch unterbrochen werden, kamen aber am 13. August 1516 zu dem erwünschten Abschluß. Die Niederländer

hatten dabei immerhin die Stellung ihres Herrn zu der englisch-schweizerisch-kaiserlichen Koalition, die von Neapel aus noch unterstützt wurde, in die Waagschale zu werfen. Der Vertrag von Noyon enthielt die Abrede einer Verbindung Karls mit Madame Louise, der noch nicht einjährigen Tochter Franz' I, die ihm als Mitgift Neapel zubringen sollte. Dafür nahm man die Befriedigung der Königin-Witwe von Navarra für den Zeitpunkt in Aussicht, da Karl in Spanien angekommen sein würde. Zur Vorsicht wurde für den Fall des frühzeitigen Todes der Prinzessin als Ersatz ihre noch ungeborene Schwester versprochen; für den Fall, daß auch dieser Plan versage, wollte man auf die Verbindung mit Renate von Frankreich zurückgreifen.

Es liegt auf der Hand, daß der Vertrag „ein täuschender Schein“ war. Denn daß der siebzehnjährige König allen Ernstes auf die jetzt einjährige Prinzessin warten sollte, daß man, im sicheren, wenn auch mit Tribut belasteten Besitz von Neapel, dieses von Frankreich als Mitgift erhalten und obendrein Navarra, das man ebenfalls fest in Händen hatte, zurückgeben sollte, war nicht zu erwarten. Aber die Franzosen begnügten sich offenbar mit diesem Scheinerfolg, dem die ergebenen Briefe Karls an seinen zukünftigen Schwiegervater und gegenwärtigen Lehnsherrn voll zu entsprechen schienen. Entrüstung gab es nur in Spanien. Wie Jimenez, so kleidete Badajoz seine Enttäuschung in Warnungen vor Frankreich: „Die Franzosen achten weder Wahrheit noch Freundschaft und es ist zu vermuten, daß sie es gegen unsern Herrn noch weniger tun, weil sie eifersüchtig sind, daß er ein noch größerer und mächtigerer Herr ist als ihr König.“ Der spanische Stolz wehrte sich gegen jede Form der Lehnsabhängigkeit ihres Königs von Frankreich, während sich die Burgunder gewöhnt hatten, darin zugleich den Anspruch auf eine Stellung in Frankreich zu erblicken.

Gleichzeitig mit den französischen Verhandlungen näherten sich auch diejenigen mit England ihrem Abschluß. Es war der glänzende Erfolg des jungen Jacques de Luxembourg, Herrn von Aury, daß nicht nur die Freundschaft mit England, sondern schließlich auch ein sehr namhaftes Darlehen zur Bestreitung der Reisekosten von den Niederlanden nach Spanien zugesichert wurde. England wollte offenbar Karl nicht ganz den Franzosen überlassen.

Der Abschluß aller Bündnisverhandlungen lag in den Abmachungen zwischen Karl, Heinrich VIII, dem Papst und dem Kaiser vom 29. Oktober 1516 und dem Anschluß Maximilians an den Vertrag von Noyon am 3. Dezember zu Brüssel. Eine allgemeine Verbrüderung also schien die Christenheit zusammenzufassen, und im Schutze dieses Zustandes wollte das Haus Habsburg die

spanischen Königreiche antreten. Maximilian sagte im Frühjahr 1517 nach einer Audienz in seiner lebhaften und unvorsichtigen Weise zu seinem Enkel: „Mein Sohn, Ihr seid auf dem Wege, die Franzosen zu betrügen, ich werde die Engländer betrügen — oder (sich verbessernd) ich werde mein Bestes dazu tun.“ Die Durchführung der Verträge vertraute man der Zukunft an.

Wie sehr der burgundische Hof sich für seine neuen Aufgaben rüstete, lehrt auch das Ordensfest, das im Spätherbst 1516 in herkömmlicher Pracht begangen wurde. Man feierte vom 25. Oktober bis zum 5. November mit Unterbrechungen wegen der fortgesetzten Verhandlungen mit den französischen Gesandten. Feierlich wurde noch einmal der Friede bekräftigt. Karl nahm von Frankreich den Michaelsorden, Franz I das Goldene Vlies; gewisse Pflichten nach der Satzung wurden ihm dabei ausdrücklich erlassen. Die Prüfung der Ritter im Kapitel gab zu etlichen Rügen Anlaß; umgekehrt erfuhr Don Juan Manuel volle Rechtfertigung für die ihm widerfahrene Unbill. Am wichtigsten war, daß man beschloß, nicht nur die fünfzehn freien Plätze zu besetzen, sondern mit Rücksicht auf die „großartig erweiterte Macht des Hauses Burgund“ den Papst um Zustimmung zur Vermehrung der Zahl der Ritter anzufragen. So wurden zehn Spanier für später in Aussicht genommen und für sofort zahlreiche Deutsche im Dienste der Habsburger. Mit Rücksicht auf Maximilian lehnte man seinen alten Gegner Philipp von Cleve, Herrn von Ravensstein ab. Aber der Infant Ferdinand, der Pfalzgraf Friedrich, der Markgraf Hans von Brandenburg, der später Germaine de Foix heiratete, die Grafen von Werdenberg und Mansfeld wurden sofort gewählt. Von Burgundern Philipp und Anton von Croy, Herren von Porcean und Sempy, Anton Lalain, Herr von Montigny, Karl von Lannoy, Herr von Sazelles, Jacques de Luxembourg, jetzt Herr von Gavre, Adolf von Burgund, Herr von Beveren und Vere. Die neuen Plätze waren für Karls demnächstige Schwäger die Könige von Portugal und Ungarn bestimmt, weiter für die Herren von Rappoltstein und Wolkenstein, sowie für Niederländer aus den nördlichen Landschaften, die Gaesbeck, Wassenaer, Zevenbergen und Egmont. Man wahrte noch die altburgundische Tradition und sah doch viele neue Gesichter.

Die erste Hälfte des Jahres 1517 verging in ärgerlichem Zögern. Der geldrische Krieg, der dem Ende zuneigte, kostete zu guter Letzt doch noch beträchtliche Summen. Erst im Herbst schien alles zur Ausfahrt nach Spanien bereit. Da mußte man wochenlang auf günstigen Wind warten.

Man lebte in der Nähe der See in den Dünen bei Middelburg, und hier spielte sich der letzte Akt eines kleinen Dramas ab, das schon eine längere Vorge-

schichte hatte. Karl verfügte sehr vorsichtig nicht nur über seine eigene Hand, sondern als majoremnes Haupt seines Hauses auch über diejenige seiner ältesten Schwester Eleonore, die man noch immer als kostbare Reserve zurückbehalten hatte. Sie zählte nun 18 Jahre, und es waren bereits ebenso viele Fürsten als Bewerber aufgetreten, wie man in Brüssel und in Wien Möglichkeiten für sie erwogen hatte. Aber es schien, als wollte die Prinzessin alle politischen Berechnungen durchkreuzen durch das, was man eine Liebesheirat zu nennen pflegt.

Der Pfalzgraf Friedrich, früher am burgundischen Hofe erzogen, lebte seit 1513 aufs neue mit ihm in naher Verbindung. Er war Regent gewesen, wiederholt mit wichtigen Aufträgen versehen und Ritter des Goldenen Vlieses geworden. Maximilian fand ihn zwar politisch wenig brauchbar; aber er war ein liebenswürdiger Gesellschafter und, wie wir erfahren haben, ein kühner Freund der Kampfspiele. Die spärlichen Gelegenheiten, die sich bei Hoffesten und Jagden boten, muß der Pfalzgraf benützt haben, sich der Prinzessin zu nähern. Schließlich drängte er bei ihr auf Entscheidung durch einen Brief, bei dessen Empfang Eleonore überrascht wurde. Sie verbarg ihn im Busen. Aber ihr königlicher Bruder, alsbald verständigt, verlangte von ihr die Herausgabe und nahm ihn an sich. Merkwürdiger Brief, der von der Empfängerin nie gelesen wurde, dafür aber heute offen bei den Akten liegt und uns einen Einblick gewährt in den wirklichen Liebesstil der Zeit und in dies hochfürstliche Verhältnis. Er sagt alles, nennt die Prinzessin *ma mie, ma mignonne*, ist zum letzten bereit und will nichts anderes, „als daß ich Euch gehöre und Ihr mir“. Er bittet Gott und die heilige Jungfrau um Hilfe. Alles umsonst. Der Brief wurde Beweisstück und geriet unter die Notariatsinstrumente, in denen die beiden Liebenden vor Zeugen erklärten, daß sie keine heimliche Ehe geschlossen hätten und daß sie verzichteten. Der Pfalzgraf wurde trotz aller Fürbitten vom Hofe verwiesen, und die fremden Gesandten berichteten, daß man Karl seine unerbittliche Festigkeit hoch anrechnete. Dem in dieser Familiensache stand allerdings die Entscheidung allein bei ihm. Eleonore fügte sich, als man ihr die Ehe mit ihrem Onkel, dem Könige von Portugal, zumutete.

In dieser Zeit ist es, daß Karl auch sonst mit seinem eigenen Willen deutlicher hervortrat. Margarete fand, er sei ein anderer Mensch geworden. Damals vor allem entschloß sich, soviel wir wissen, Karl ausdrücklich, in Deutschland als Bewerber um die Kaiserkrone, also als Nachfolger Maximilians aufzutreten. Der Großvater hatte eben noch längere Zeit in den Niederlanden gewohnt; Karl sollte ihn nicht wiedersehen.

Am 8. September, als der widrige Wind endlich einer günstigen Brise gewichen war, ging man mit 40 Schiffen von Bliffingen aus in See: Karl und seine Schwester Leonore, ein großes Gefolge und der ganze kostbare Apparat des burgundischen Hofes. Die Fahrt war unbehaglich, und als man nach zehn Tagen der spanischen Küste überraschend nahe kam, hatte man den Hafen verfehlt. Man sah sich gezwungen, bei schlechtem Wetter an der steilen Küste, nicht weit von dem Flecken Villa Viciosa, zu landen. Die bestürzten Küstenbewohner hatten sich bereits mit Waffen gegen die unbekanntenen Ankömmlinge bereit gemacht.

Karl in Spanien. Versammlungen der Cortes

Wir sind aus unseren Büchern an den pathetischen Schritt der Weltgeschichte gewöhnt und nehmen an, daß im Leben der Fürsten wenigstens die Feste und Einzüge diesem Stile entsprechen. Karls Einzug in das Land seiner Mutter war völlig verunglückt. Mag der siebzehnjährige Fürst die Seefahrt leidlich überstanden haben, die Unwirklichkeit der Küstenlandschaft, an die er mit einem Teil seines Gefolges geraten war, der Mangel an brauchbaren Quartieren, die mühselige Reise entlang der Küste über Berge und Klippen, das alles bei völligem Mangel jeder Bequemlichkeit hat seiner Gesundheit sichtlich zugesetzt. Man mußte mehrfach inmitten der Berge tagelang rasten. Allerdings bleibt es befremdend, daß man nicht zeitig auf eine der Hauptstraßen gelangte, daß man nicht das schließlich nahe gelegene Santander oder im weiteren Verlauf die auch nicht entfernten Städte Leon, Burgos, Palencia aufsuchte, am Ende sogar an Valladolid vorbeizog.

Eben deshalb sind an diese Hinzögerung zeitig mehr als scharfsinnige Vermutungen geknüpft worden; insbesondere sei es das Streben des Herrn von Chievres gewesen, Karl ja nicht in Berührung kommen zu lassen mit dem Cardinal Ximenez, der als Statthalter seinem Herrn entgegengezogen war, unterwegs erkrankte und in Roa, nicht weit von Valladolid, im Fieber danielag. Gewiß war es der sehlichste Wunsch des Achtzigjährigen, seinen König noch zu sehen, noch zu beraten. Gewiß hat man dafür und für die Bedeutung des ausgezeichneten Mannes in der Adelsgesellschaft des burgundischen Hofes kein richtiges Gefühl gehabt. Aber aus Furcht vor ihm die Gesundheit des Königs durch lange Gebirgsfahrten zu gefährden, den ganzen Hof wochen-

lang den größten Widerwärtigkeiten auszusetzen, wäre ein zu hoher Preis für ein so unnötiges Vorgehen gewesen. Der wahre Tatbestand ist einfacher und natürlicher, mag immer das Mißtrauen die Stimmung beiderseits vergiftet haben. Nachdem man den richtigen Hasen verfehlt hatte, herrschte angesichts der Nachrichten über die Verbreitung ansteckender Krankheiten im Lande eine ziemliche Ratlosigkeit; dann steigerten sich die Beschwerden und ihre Folgen gegenseitig. Auch mußten die Teile des Hofes sich wieder zusammenfinden, da die Schiffe an verschiedenen Stellen gelandet waren.

Vor allem sagte offenbar Karl und seiner Schwester ihr natürliches Gefühl, daß sie zuerst und vor den offiziellen Huldigungen des Landes die Königin Mutter in Tordeßillas aufsuchen mußten. Karl mußte sich vor Ausübung jeder königlichen Handlung auf spanischem Boden von dem Zustand seiner ihm bis dahin unbekanntem Mutter persönlich überzeugen. Es war am 4. November, daß die fürstlichen Kinder bei der Mutter und der zehnjährigen Schwester auf dem hoch gelegenen Schloß erschienen. Der Chronist Vital begleitet uns bis an die Schwelle der königlichen Zimmer; als er neugierig Licht hineinbringen wollte, wehrte Karl ihn ab. Karl hat die Besuche öfter wiederholt. Wir erfahren nicht, was er dabei empfand. Nur, daß er in dem inneren Stolz seines Wesens dieser kranken Frau, die noch bis 1555 leben sollte, stets die gleiche Ehrerbietung und Fürsorge widmete. Für die Regierung des Landes kam sie nicht mehr in Betracht. Ebenso wenig eine Änderung ihrer Lebenshaltung. Dagegen versuchten die Geschwister, die kleine Katharina aus der Krankenhausaust des Schlosses zu entfernen. Zuschauer bemerkten, daß neben der „fabelhaft“ gepuhten Eleonore die kleine Katharina wie ein Beginchen erschien; sie sollte fürstlicher gehalten werden. Als aber die Mutter eine Trennung gar zu schwer nahm, gab man der Prinzessin wenigstens einen kleinen Hof neben ihr.

Vier Tage nach diesem Besuch, am 8. November, verschied der Kardinal in Roa. Er war nicht mehr imstande gewesen, nach dem zur Zusammenkunft in Aussicht genommenen Mojados südlich Valladolid zu ziehen. Dafür erschien hier, vom Kardinal seit dem Tode des Königs von Aragon sorgfältigst gehütet, der Infant Don Ferdinand. Auf das erste Erblicken der eigenen Mutter folgte für Karl das erste Zusammensein mit dem noch nie gesehenen nun schon fast fünfzehnjährigen Bruder. Dieser stieg vom Pferd, um den König zu begrüßen. Karl gab sich, wie schon brieflich, alle Mühe, ihn seiner brüderlichen Gesinnung zu versichern. Daß Ferdinand bald danach vor Tisch beim Händewaschen Karl das Handtuch hielt, war keine Demütigung, sondern höflich gesehen, die Ausübung eines hohen Vorrechts. Er nahm auch in gebührender Ehre teil

an dem prunkvollen Einzuge in Valladolid, bei dem sich für die Spanier die Augenweide der Lage Philipps des Schönen wiederholte. Der König in glänzender Rüstung mit kostbaren Gewändern darüber, edelsteingeschmückt, auf einem kecken Reitpferd fest und eindrucksvoll wie immer; soviel innere Zucht hatte er.

Im übrigen war es eine alte Abrede, daß Ferdinand Spanien verlassen sollte, sobald Karl dort eingetroffen war. In Spanien durfte keine Parteinahme für den hier angestammten und erzogenen Infanten möglich bleiben; aber aus der Fülle des ausgebreiteten habsburgischen Erbes sollte er eine angemessene Versorgung finden. Er rüstete sich bald zur Einschiffung und gelangte ungefährdet in die Niederlande, wo die Lante Margarete, deren Haus leer geworden war, den in Spanien verwöhnten, offenbar lebenswürdigen Prinzen freundlich aufnahm.

Bezeichnend für Stimmung und Verhalten der Burgunder wurde mehr noch als der prunkende Einzug in Valladolid das erste Turnier, das sie in besonderer Selbstgefälligkeit dort veranstalteten „um den Spaniern die große Kühnheit dieser Herren zu zeigen“. Die Herren von Beaurain und Sazelles, von Porcean und Fiemmes, also Sprossen der Familien Croy, Lannoy und Luxemburg ließen unter ihrer Führung auf jeder Seite dreißig Ritter antreten, „jeder Ritter wie ein heiliger Georg“; sie selbst vollends in den kostbarsten Gold- und Silberstoffen mit Federn und Helmschieren, die bis auf die Kruppe der Pferde hinabwallten. Erst Gruppen von je drei, dann das ganze Aufgebot mit blanker Waffe. Als die Lanzen zersplittert waren, drangen sie mit den Schwertern aufeinander ein. Es gab verwundete Ritter und Pferde; bald lagen 10 Pferde tot; die Ritter kämpften zu Fuß. Als das Blut schon in Strömen floß und die Zuschauer, besonders die Damen „Jesus, Jesus“ schrien, verbot Karl die Fortsetzung. Die Kämpfenden waren aber so sehr in Wut geraten, daß sie mit Gewalt getrennt werden mußten. Gleichwohl folgte großer Empfang und Tanz bei Hofe, und man sprach noch lange von dem „wunderbaren Turnier“.

Vielleicht nicht mehr mit blanker Waffe, was der König verboten hatte, aber als Schaustellung und Reiterpiel gab man noch manches Turnier zum besten, immer mit ungeheurem Aufwand und erregendem Luxus. Auch Karl selbst trat öfter auf in reichster burgundischer Tracht mit einem riesigen Aufgebot von Trommlern, Pfeifern, Paukern und einem stattlichen Gefolge von Edelknaben in seinen Farben. Eines Tages trug er einen Schild mit der Aufschrift Nondum — „Noch nicht“. Das war die jugendliche Ausdeutung des

stolzeren Plus ultra. Schon fühlte er in sich zukünftige große Möglichkeiten und berauschte sich daran. Denn er war jung und übermütig, ganz erfüllt von aller sinnlichen Schönheit des höfischen Lebens. Sehnsüchtig blickte er zurück nach den Fleischöpfen der Niederlande und den alten Freunden. Aus Lordefillas schrieb er im Januar 1518 an Heinrich von Nassau in einer ganz ungezwungenen persönlichen Art. Er wolle ihm eigenhändig „mit seiner schönen Hand“ nur auf den letzten „tollen“ Brief antworten. Allerlei Auspielungen auf Valaing und Schlittensfahrten brachten ihn auf die Damen, die ihm hier wenig gefielen, bis auf eine, die sich aber leider furchtbar schminckte. Wenn er „mit seinem lieben Heinrich“ nicht öfter schwäche, werde er noch weise wie Salomon; das könnte er freilich brauchen bei all den Überflügen, die hier auf ihn einredeten. So sah er noch die Welt. Im gewohnten höfischen Stil fühlte er sich zu Haus und frei.

Wie aber stand es um seine Tätigkeit als Regent?

Unsere Darstellung muß sich allmählich aus der höfisch festlichen Welt, in der sich dieser königliche Jüngling mit einiger Sicherheit bewegte, lösen und nach seinem Anteil an den Geschäften fragen, in denen später sein Leben aufgehen sollte. Schon für die letzte niederländische Zeit erfahren wir von Karls Teilnahme an den Ratsitzungen. Es wird berichtet, daß man ihm alle Briefe vorlegte, was natürlich nur die wichtigsten bedeuten kann, daß er sich selbst im Räte dazu äußerte.

Die bisherige Haltung seiner Regierung, die vorsichtige Stellungnahme zu allen Mächten lag im Interesse des ungestörten Regierungsantritts in Spanien. Es war bei den verwandtschaftlichen Beziehungen zum Kaiser und zu England, bei der ziemlich ausgesprochenen Gegensätzlichkeit aller Mächte zu Frankreich eine verhältnismäßig einfache Lage gewesen. Doch begann die Regierung in Spanien bald zu spüren, daß sie sich mit Frankreich zu tief eingelassen hatte. In bezug auf Neapel und Navarra war sie nicht mehr in der Lage, die Versprechungen von Noyon zu halten; für Neapel empfand man insbesondere den einstweilen übernommenen Tribut an Frankreich als zu hoch. Ehe aber diese Fragen der Außenpolitik wirklich zu Entschlüssen und zum Handeln zwangen, drängten sich Karl und seiner Regierung die ihnen bis dahin völlig fremden Angelegenheiten der inneren Politik Castiliens und Aragons auf. Und zwar unter erschwerten Umständen.

Von den beiderseits gereizten Stimmungen war schon die Rede. Die modernen Darstellungen haben sich die Klagen der Spanier über den Hochmut und mangelnden Laft der Burgunder, ihre Habgier und eigennützige Personal-

politik ohne weiteres zu eigen gemacht. Die Klagen stammen wesentlich von Humanisten und gelehrten Räten und den in ihrer Gedankenwelt lebenden Chronisten, also von Petrus Martyr, Carvajal, Zurita und ihren Nachschreibern. Dazu gesellt sich heute mit gleicher Stimmung die Chronik des Santa Cruz, der neben Chièvres und Sauvage vor allem Lannoy belastet. Die wenigen Burgunder, die in althöfischem Stil schrieben, kommen dagegen nicht auf; sie teilten die rückständige feudale Staatsauffassung ihrer Herren, ohne klare Vertreter einer neuen notwendigen Einheit der Regierung zu sein. Eben hier liegt überhaupt das Problem. Die dynastische Vereinigung völlig verschiedener Staaten und Völker mußte zu kaum lösbaren Schwierigkeiten führen. Die Burgunder aber konnten nur aus der Form ihres Wesens handeln; erst nach und nach vermochte der Fürst selbst diejenige Anpassung an die besonderen Bedürfnisse seiner Lande zu gewinnen, die ihm ohne Verletzung seiner bisherigen Lebensrichtung möglich war. Auf der anderen Seite erklärt sich die Schärfe der begreiflichen Zornesausbrüche der Spanier über die Fremden auch aus der Natur des zerklüfteten Bodens ihres zuletzt so stark erschütterten Staatswesens. Zur Kritik und Parteinahme geradezu erzogen, wandten sie sich gegen alles Fremde, und wenn nicht gegen alles Feudale und Höfische, so sicher gegen alles Franzosenfreundliche. Karls Verräter hatten ihn nicht nur von Ximenez, sondern auch von den übrigen Trägern der bisherigen Regierung fern gehalten; diese klagten darüber, nicht empfangen oder abbestellt zu sein.

Über die viel besprochene Konfiskation des Nachlasses des Kardinals sehen wir nicht ganz deutlich; sein Erzbistum wurde einem Neffen des kinderlosen Herrn von Chièvres verliehen; gewiß eine Torheit, auch wenn man die Einnahmen dem auswärtigen jungen Herrn nur zum Teil beließ. Sieht man aber ab von der Verleihung Tortosas an Adrian von Utrecht und von der Bestellung des Humanisten Lodovico Marliano zum Bischof von Luy, so sind kaum Vergabungen spanischer Bistümer an Fremde erfolgt. Daß ein paar Bistümer in Händen von Kardinälen und Kurialen lagen, wie zeitweilig Drense, Leon, Guenca, Valencia, Huesca und Pamplona, war ein alter Übelstand römischer Kirchenverwaltung, bleibt aber angesichts der etwa dreißig castilischen und vierzehn aragonesischen Bistümer doch eine fast verschwindende Erscheinung; erst 1521 kam Cartagena an den Kardinal von Salzburg, Valencia an den Kardinal von Lüttich. Aber jene Ernennungen Adrians, Croys und Marlianos erfolgten gleich am Anfang und wurden begleitet von den Beförderungen gerade derjenigen Spanier, die schon in den Niederlanden am Hofe gelebt hatten, wie Manrique und Dr. Nota. Mißgriffe und Verfehlen der Stimmung gab es auch weiterhin.

Wir machen uns am besten ein Bild von der Lage an der Hand der ersten Cortes, die im Winter 1517/18 in Valladolid tagten. Schon vorher, im Winter 1516/17, war der Regierung Karls von einem alten Rat des Obergerichts in Valladolid, dem mehr als siebenzigjährigen Lizentiaten Pedro Ruiz von Villena, eine Denkschrift überreicht worden, die auch uns als Einführung dienen kann. Ihr fehlt die Schärfe und ostensible Zuspitzung, die politische Körperschaften geben; außerdem handelt es sich um längst bestehende Übelstände und um die sehr ernsthaften Ratschläge eines erfahrenen königstreuen Mannes. Die moderne, von den gelehrten Beamten getragene Staatsauffassung, die in Spanien im Gegensatz zu Burgund schon zum Durchbruch gekommen war, spricht hier bereits ihre eigene klare Sprache. „Gott vor Augen zu halten“, mit dieser Mahnung beginnt der Fürstenspiegel. Er stellt seinem jungen Könige jenen Herrscher zum Vorbild, der täglich zwei Stunden dem Gebet, zwei Stunden den Studien, zwei der Rechtspflege und zwei den militärischen Dingen widmete. Er empfiehlt, Gerechtigkeit und Milde zu paaren nach dem Vorbild des Königs der Könige; auch mit dem Freispruch sei der Justiz genügt. Falsche Ankläger sollten die gleichen Strafen treffen wie die Schuldigen. Zu pflegen auch die Inquisition, doch nur in Händen von erfahrenen Richtern. Güterkonfiskation sollte am besten ganz unterbleiben; wenn aber nicht, so doch nur nach Überführung durch vier Augenzeugen und Geständnis ohne Tortur. Die Künste der Richter in bezug auf die Gebühren seien unerschöpflich; man sollte sie abschaffen. Vor allem, den Richtern keinen Anteil lassen an konfisziertem Vermögen; selbst wenn sie reine Hände behielten, bleibe der Verdacht; im übrigen sei bekannt, daß höchstens ein Drittel der eingezogenen Güter an den Staat gelangten. Appellationen in unbedeutenden Sachen müßten erschwert, in großen Sachen durch neue Richter gesichert werden. Bei Gnadenverleihungen aus verkauften Ämtern sollte ein Teil des Erlöses der Staatskasse zufallen.

Pedro Ruiz bleibt nicht bei den Mißständen des Gerichtswesens stehen. Er greift weit aus auf die mangelnde soziale Gerechtigkeit, die ungleiche Verteilung der Lasten. Aus Anlaß der Vermögensschätzung für die Steuern ist von der ungeheuren Entwertung der Rechnungsmünze des Maravedi die Rede; ursprünglich ein Goldstück, dann ein Silberling, bald ein Drittel Real, dann ein Siebtel, ein Vierzehntel, sei sie jetzt nur ein Vierunddreißigstel davon. Er wünschte auch Verordnungen gegen die Reichen, die für ihr Vieh weite Teile des Gemeinlandes in Anspruch nähmen; er klagt, daß es unter fünfzig Bauern kaum einen oder zwei gäbe, denen es gut ginge. Die Quartierlasten seien neu zu ordnen; früher habe der Hof ein Drittel, neuerdings die Hälfte in Anspruch genommen;

bei längerer Dauer sei Bezahlung nötig. Alle Finanzpolitik müsse auf Senkung der Steuern zum Wohle der Kleinen hinwirken. Für die stehenden Truppen, etwa 1000 schwere Reiter, 500 leichte und 2000 Fußsoldaten, genügten 190 000 Dukaten im Jahre; für weitere 9000 Leute auf Wartegeld 90 000. Für ein Hofgesinde von 500 Personen müßte man mit 100 000 Dukaten unter entsprechenden Abstufungen auskommen. Alle diese Zahlen sind keineswegs utopisch; sie gehen einzeln über die Ausgaben der *Catolicos* noch hinaus — sollten freilich von dem burgundischen Hofe längst stark übertroffen werden. Immer wieder betont der Verfasser, jene Dinge belasteten nicht nur die Untertanen, sondern vor allem das Gewissen des Fürsten.

Besonders interessant sind seine kirchenrechtlichen Forderungen. Die Hoheitsrechte der Prälaten möchten durch den Papst auf den König übertragen werden; er werde dazu bereit sein, da neulich „so viele Spanier für den Papst Julius geblutet hätten, zu schweigen von den Geldopfern“. Kleriker (außer den geweihten Priestern) nicht der weltlichen Justiz zu entziehen, weil dadurch viele Verbrechen ungesühnt blieben; Priester nicht zu weihen, wenn nicht ihr Unterhalt gesichert sei. Er geht noch weiter, klagt über die vielen Feiertage, regt an, den vollkommenen Ablass einmal im Jahr und auf dem Todesbett schon allen denen zukommen zu lassen, die wirklich ihre kirchlichen Pflichten erfüllen. Die Verhängung des Interdikts zu überwachen, überhaupt einen königlichen Gerichtshof zu bestellen für kirchliche Angelegenheiten unter Ausschluß der Appellation nach Rom, wo bekanntlich allzu viele stürben (deren Pfründen dann der Kurie heimfielen). Die Annaten zum Kriege gegen die Ungläubigen und zur Entlastung der Armen von den Steuern zu verwenden. Statt der unseligen Parteiungen und Zwiste im Lande alle Kräfte zu sammeln gegen die Ungläubigen.

Der Ratschlag zeugt von einsichtsvoller Gesinnung, entwirft aber kein günstiges Bild von den allgemeinen Zuständen in Stadt und Land. Was davon an den König gelangt ist, ahnen wir nicht. Daß Karls spätere eigene Denkschriften in einigen Punkten daran anklingen, teilt das Schriftstück mit manchem ähnlichen. Von dem ernstesten reformwilligen Katholizismus vornehmer Räte bekommt man ein gutes Bild.

Dagegen war die königliche Regierung genötigt, zu den präzisen Forderungen der Cortes im Februar 1518 ebenso bestimmte Stellung zu nehmen. Einer der Prokuratoren von Burgos, Dr. Zumel, vertrat trotz aller Einschüchterungsversuche tapfer die Rechte der Cortes, zunächst durch Ablehnung des Kanzlers Sawage als ihres Vorsitzenden, sodann durch Forderungen in bezug auf die Huldigung von seiten der Cortes und die Eidesleistung durch den König. Sie

drangen damit wirklich durch. Am 5. Februar fand die feierliche Handlung statt, am 7. folgte die Huldigung durch die Granden und den Klerus.

Ihre Bitten aber übergaben die Cortes in 88 Artikeln, von denen einige Gedankengut früherer Cortes nur wiederholten, wie die Ausführungen von 1469 über den König als Beauftragten des Volkes und allerlei Wirtschaftliches, etwa das Verbot der Ausfuhr von Gold, Silber und Pferden, oder der Veräußerung von Kronsgütern. Anderes berührt sich mit den Klagen des Pedro Ruiz, insofern Mißstände im Gerichtswesen abgestellt werden, die Inquisition gut gehandhabt, der König täglich Audienz geben und die Räte regelmäßig tagen sollen. Dahin gehören weiter die Einschränkung der Ablaspredigten, die Bedenken gegen die Taten der geistlichen Gerichte und gegen die Provisionen von Pfründen an Fremde durch den Papst. Der Rest bezieht sich unmittelbar auf die Sorgen des Tages. Die Cortes begehrten würdige Behandlung der Königin, baten den König, sich bald zu verheiraten und den Infanten bis zur Geburt eines Thronfolgers im Lande zu lassen. Das alles war streng dynastisch gedacht. Aber die Cortes erneuerten auch das schon in den Tagen des Ximenez vorgebrachte Verlangen, daß der König keine Ämter und Pfründen an Fremde geben möge, daß der neue Erzbischof von Toledo nach Spanien komme, daß am Hofe nur Spanier bedienstet sein sollten. An den König persönlich richtete sich die Bitte, er möge spanisch sprechen. Peinlicher wirkte die Erinnerung an die Hinterlassenschaft und den letzten Willen des Kardinals Ximenez. Günstiger die starke Betonung des Festhaltens an Navarra; es sei der Schlüssel des Reiches. Daß die Steuern durch die Städte selbst erhoben würden, nicht durch Steuerpächter, war ihr dringender Wunsch entsprechend der Bewilligung eines außerordentlichen Servicio von 600 000 Dukaten, verteilt auf drei Jahre.

Die königliche Regierung antwortete in allen Punkten entgegenkommend; wo es nicht anders ging, ausweichend, wie in bezug auf die längst beschlossene Abreise des Infanten. Der Protest gegen die Eingriffe der römischen Kurie in die spanische Kirche und ihr Vermögen lag in der Richtung der erstarkenden spanischen Staatskirche. Das Bekenntnis zur Verteidigung Navarras mußte der Regierung doppelt erwünscht sein; nun war sie durch das Land selbst gebunden.

Am 22. März 1518 verließ Karl Balladolid, um die gleichen Feste, Zeremonien, Schwierigkeiten, aber auch Erfolge in Aragon und Cataluña zu erleben. Wenn in Saragossa für das engere Aragon 200 000 Dukaten und später in Barcelona 100 000 Dukaten von den catalanischen Cortes bewilligt wurden, so war das bei den Größenverhältnissen der Reiche gegenüber Castilien eher mehr als weniger. Allerdings waren die Aragonesen erheblich schwieriger,

ihre Verhandlungen viel zeitraubender und die Behandlung von Formfragen viel kleinlicher, als in Castilien. So machte es in Castilien erst recht böses Blut, daß der Hof nur vier Monate in Valladolid gewohnt und keine andere Stadt des ausgedehnten Königreiches zu besuchen für gut befunden hatte, während er den Rest des Jahres in Saragossa verbrachte und fast das ganze Jahr 1519 in Barcelona, seine Einkünfte also in Aragon verzehrte.

Indessen auch in Aragon gab es allerlei Verstimmung. So war der Erzbischof von Saragossa in Loredillas gar nicht zu seiner Halbschwester, der Königin zugelassen, was willkürlich ausgedeutet wurde. Die Klagen über die Habsucht der Fremden begleiteten auch hier den Zug des Hofes wie weithin sichtbare Staubwolken. Begreiflicherweise benahmen die schleppenden Verhandlungen besonders in Barcelona der Regierung jede Neigung, sich nun auch noch in dem dritten Kronland von Aragon, in Valencia, denselben Ärgerlichkeiten auszusetzen, was freilich andere und noch gefährlichere Folgen haben sollte.

Bei allen diesen Verhandlungen tritt nirgends ein stärkerer persönlicher Anteil des Königs in die Erscheinung. Nur wieder auf höfischem Gebiet. Auf dem Kapitel des Goldenen Blieses zu Barcelona, wo nun wirklich acht Castilianer aus den ersten Familien, ein Aragonese und ein Neapolitaner zu Rittern gewählt wurden, verhielt sich Karl nach Ausweis der Ordensprotokolle wiederholt gegenüber den Meinungen oder Wünschen Chievres' ablehnend. Aber in der politischen Welt begann er erst an der Verantwortung mitzutragen. Er leistete seine Eide, empfing die Huldigungen, stand am Ende hinter allen Handlungen seiner Regierung. Aber so sehr er damit dieser Regierung die Einheitlichkeit des Handelns verbürgte, so wenig zog er noch auf seine Person den Unwillen und die Kritik. Wenn immer die Zurückhaltung eine der wichtigsten Tugenden der Fürsten ist, so übte sie Karl, vielleicht notgedrungen, zum Nutzen seiner Zukunft.

Spanische oder Universalpolitik?

Ziel aller Angriffe und Klagen waren nach wie vor die verantwortlichen Leiter seiner Regierung, Chievres und Sauvage. So mochte es als eine gewisse Erleichterung betrachtet werden, daß der Großkanzler am 7. Juni 1518 ziemlich plötzlich verstarb und einen Teil des Hasses der Spanier mit sich ins Grab nahm. Sein Nachfolger wurde eine Persönlichkeit, die mit der Zeit ein besseres Verhältnis zu den Spaniern gewinnen sollte, im übrigen aber wie geschaffen war,

aus der begrenzt burgundischen oder spanischen Welt in die universale hinüberzuführen und in wirklich großem Stile die Zentralregierung Karls zu organisieren, Mercurino Gattinara. Sein Eintritt in die Geschäfte und in die unmittelbare Umgebung Karls ist unendlich viel wichtiger geworden, als alle Einzelheiten dieser Cortesverhandlungen, in denen sich allerdings die Schwierigkeiten des Augenblicks und die Wurzeln kommender Ereignisse erkennen lassen. Gattinara sollte nicht nur die große Politik, sondern mehr noch die Persönlichkeit Karls in einer Weise beeinflussen, wie vor ihm nur Chivèdres, nach ihm niemand wieder.

Es war ein Zufall, und doch fehlt es nicht an innerer Beziehung, daß der Piemontese Gattinara zu dem Zeitpunkt als „Großkanzler aller Reiche und Länder des Königs“ in die Regierung eintrat, wo schon die Verhandlungen über die Nachfolge im Kaisertum heraufzogen. Denn gerade er war im Gegensatz zu allen bisherigen Beratern Karls ein ausgesprochen universal Mensch. Wir besitzen von ihm seit einigen Jahren seine Autobiographie und eine Fülle gedruckter und ungedruckter Denkschriften. So durchsichtig und sauber seine feine Humanistenschrift erscheint, so klar und systematisch war sein ganzes Wesen. Geschult in der Logik der Rechtswissenschaft und erfüllt zugleich von dem Geiste antiker Staatsbegriffe wie von der christlichen Pflichtenlehre, atmet seine ganze Persönlichkeit eine über den Dingen und Personen stehende Gesinnung. Wenn Karl in der burgundisch dynastischen Tradition groß geworden war und sich nur mühsam in die säkularisierte spanische Staatsidee hineinlebte, sollte ihm Gattinara in seinem humanistischen Kaiser- und Reichsgedanken erst die wirklich brauchbare Form für die einheitliche Leitung aller seiner Länder und Völker geben. In der Verschmelzung der dynastischen Idee mit der imperialistischen lag für Karl schließlich die Lösung seines Lebensproblems. Er sammelte und steigerte die Ehren aller seiner Ahnen und gab jedem seiner Reiche etwas von dem Glanz des Ganzen. Freilich darf man nicht übersehen, daß sowohl in der Überspannung des Dynastischen, wie in dem Primat des Universalen das genaue Gegenteil von dem Ideal der werdenden westeuropäischen Nationalstaaten lag. Diese Gegensätzlichkeit begleitete sein Leben und sein Werk über seine Lage hinaus.

Mercurino Gattinara war 1465 zu Vercelli aus einer Familie des kleinen Adels geboren, emporgekommen als Rechtsgelehrter, zeitig im Dienste des Herzogs von Savoyen, von Margarete als ihr juristischer Berater in die Franche Comté und in die Niederlande mitgenommen. Als Präsident des Parlaments von Dôle hatte er in einer persönlichen Sache, die er mit einer an Ximenez gemahnenden Hartnäckigkeit des Rechtsbewußtseins verfolgte, am Ende doch dem von dem Marschall Bergy geführten Adel weichen müssen. Aber in

dem Vertrauen Margaretes war er geblieben, und auch Maximilian hatte ihm wichtige Missionen übertragen, die ihn schon einmal (1510) für ein ganzes Jahr an den Hof König Ferdinands nach Spanien geführt hatten. Nun zeugt es von dem immer noch großen Einfluß Margaretes und von der Klugheit des Herrn von Chievres, daß man nach dem Tode Sauvages offenbar ohne Zögern auf Gattinara zurückgriff. Am 8. Oktober traf er in Spanien ein, am 15. übernahm er die Siegel.

Die Entlastung, die er brachte, wurde wettgemacht durch seinen Zug in das Universale, der nur zu bald Nahrung erhielt.

Die Linien der großen Politik lagen zunächst fest, und Gattinara konnte weder an den Verstimmungen in Spanien, noch an dem Verhältnis zu Frankreich etwas ändern. Nachdem der Hof mit der Post vom 28./29. Januar 1519 in Lerida die Nachricht vom Tode Maximilians erhalten hatte, türmten sich erneut die außenpolitischen Schwierigkeiten riesengroß auf. Man erfuhr alsbald von den Bemühungen des französischen Königs um die Kaiserkrone, und die durch den plötzlichen Tod des ersten französischen Delegierten Artus Gouffier, Grand-maitre de France, vorzeitig abgebrochenen Verhandlungen von Montpellier über die Durchführung des Vertrages von Noyon im Mai 1519, waren schon der Natur der Sache nach zum Scheitern verurteilt.

Die Größe der Regierung Karls bestand deshalb im Augenblick darin, daß sie sich durch alle Ärgerlichkeiten und Gefahren in den spanischen Königreichen nicht beirren ließ in ihrer Neuorientierung auf dem Felde der europäischen Politik. Ganz gewiß hätte ein anderes Verhalten des Hofes während dieser zweieinhalb spanischen Jahre vieles abmildern können, niemals aber die inneren Schwierigkeiten aus der Welt schaffen. Es war ein Fehler der alten pragmatischen Geschichtsschreibung, von den Zeitgenossen an, in erster Linie in den Einzelhandlungen und der persönlichen Haltung der Leitenden die Gründe für Erregungen zu sehen, die sehr viel tiefer bedingt waren.

Natürlich verschärften persönliche Momente wie immer die allgemeinen. Die Regentschaft eines an die Nutznießung von Ämtern gewöhnten burgundischen Hofmannes an der Seite eines weder mit Land und Leuten, noch mit den Geschäften vertrauten jungen Königs, zu Lebzeiten einer nicht regierungsfähigen Königin-Mutter, in scheinbarer, aber von Tag zu Tag mehr brüchig gewordener Freundschaft zu Frankreich; die Zurückdrängung der vornehmsten einheimischen Kräfte, die man halb scheute, halb nicht zu beurteilen in der Lage war; die Zerrüttungen und Eifersüchteleien in und zwischen diesen Königreichen und ihren Ständen; die Bewilligung eines hohen Servicio für einen König, der

sich notgedrungen anschickte, das Land, das schon seit sechzehn Jahren keine unbestrittene Regierung mehr gehabt hatte, ohne Sicherstellung eines Erben wieder zu verlassen — das alles mußte die politisch ihrer selbst bewußten Elemente Spaniens aufs tiefste beunruhigen. Unter diesen aber standen in der vorersten Reihe, wenn auch keineswegs ausschließlich, die in den Cortes organisierten Städte von Castilien.

Und so ging denn von diesen Städten und ihren eigenen inneren Spannungen die Revolution aus, deren Anfänge bereits deutlich hervortraten, als sich der Hof nach Empfang der Nachricht von der Wahl Karls zum römischen Könige in peinlicher Eile, unter Verzicht auf die Huldigung in Valencia, durch Castilien wieder an die Nordküste bewegte, mit der Absicht, über England und die Niederlande nach Deutschland zu ziehen. Daß man die Erregung der Städte durch die Art der Berufung neuer Cortes mehr anfachte als beilegte, daß man durch den Anspruch auf einen neuen Servicio vor Erledigung des alten die Stimmung zu lodernder Empörung ausschlagen ließ, scheint Gattinara beizeiten gesehen zu haben, ohne noch gegen Chièvres durchdringen zu können. Gegen alle Gewohnheit wurden die Cortes von Castilien zu einer Tagung nach dem entlegenen Santiago beschrieben, um endlich erst in der Hafenstadt Coruña, nicht immer mit schönen Mitteln, notdürftig zum Abschluß gebracht zu werden.

In Valencia aber war längst ein verheerender Streit zwischen dem Adel und einer kleinbürgerlichen Germania ausgebrochen, geschürt durch widersprechende Erlasse der Regierung. Denn wenn sich die Zünfte von Valencia gegen Seeräuber an der Küste im Mai 1519 auf königliche Ermahnung hin gerüstet hatten und an ihren Waffen, Fahnen und Umzügen eine vielleicht nicht immer ganz harmlose Freude empfanden, so lag eine Förderung dieser Zünfte und ihres Bundes, lag sogar der Erlaß von Fraga (31. Januar 1520) in der gleichen Richtung ihrer vom Könige vertrauensvoll gepflegten Wehrhaftigkeit. Denn sie sahen auch ihrerseits im Königtum nur die Quelle der Gerechtigkeit. Zudem hatten ihre Führer, der Tuchmacher Juan Lorenzo, der leidenschaftlichere Sorolla, der gewandte Zuckerbäcker Juan Caro und Jeronimo Coll ihre Sache auch am Hofe gut gemacht. Da sich aber inzwischen auch der Adel an den Hof gewandt und vom Könige „zur Entlastung des Gewissens Seiner Majestät“ die Entgegennahme der persönlichen Huldigung gefordert hatte, erhielt er nicht minder freundlichen Bescheid. An die Zünfte erging die Weisung zur Zurückhaltung. Und doch lauteten schließlich die Instruktionen für Adrian und den Vizekönig wieder auf Förderung der Germania (oder Bruderschaft), die sich über das ganze Land ausbreitete und in Stadt und Land gegen den Adel Stellung nahm.

In Castilien wurde die ruckbar gewordene Abreise des Königs und das regierungsfreundliche Verhalten einzelner Prokuratoren in den Cortes das Signal zu Volkserhebungen, die sehr bald drastische Formen annahmen und schließlich alle Stände irgendwie in ihren Strudel zogen, selbst aus dem hohen Adel Führer gewannen. Eine Deputation Toledos unter Führung des Pedro Laso de la Vega war nicht empfangen worden. In Valladolid hatte man aus jener weit verbreiteten Stimmung, daß diese Lande ungesichert nur einer fremden Politik dienten, die Sturmglocken geläutet, als der Hof aufbrach; nur durch glückliche Zufälle gelangte er wirklich zum Tore hinaus. So standen schon die Cortesverhandlungen unter wachsender Spannung. Anfang April siegten in Toledo die Bürger und ihre Comunidad; der königliche Corregidor hatte die Stadt verlassen müssen. In Segovia und Zamora kam es zu noch schlimmeren Auftritten. Eines Tages vereinigten sich die vorzüglich beteiligten Städte in Avila zur heiligen Junta (29. Juni 1520).

Der Hof war schon am 20. Mai von Coruña aus in See gegangen.

Da die Städte selbst geteilter Meinung waren, die Comuneros sich überall ebenso sehr gegen den Adel, wie gegen die königlichen Beamten wandten, so befand sich das aufgeregte Land bald in einem allgemeinen und zerstörenden Bürgerkrieg, dem der vom Könige zurückgelassene Regent, der Kardinal Adrian, von Anfang an und von Tag zu Tag mehr rat- und hilflos gegenüberstand. Für Chievres war es allzu bequem gewesen, das tiefgegründete Verhältnis Karls zu seinem geistlichen Erzieher, ähnlich wie schon einmal in den letzten Monaten Ferdinands von Aragon, mit einer diesmal wirklich undurchführbaren Aufgabe zu belasten.

Wir aber müssen uns dem neuen Machttitel zuwenden, der nicht ohne Gattinaras Anteil längst auf den jungen Fürsten seine magische Anziehungskraft ausübte, dem Kaisertum. „Es ist“, hieß es in der Instruktion an Adrian für die Spanier, „so groß und erhaben, daß es alle anderen Würden dieser Erde überstrahlt.“ Daraus leitete der Hof das Recht ab, diese Königreiche, die in voller Empörung standen, so hastig und wieder für drei lange Jahre zu verlassen.